

Citation style

Havener, Wolfgang: review of: Michael Maas (ed.), *The Cambridge Companion to the Age of Attila*, Cambridge: Cambridge University Press, 2014, in: *Plekos. Elektronische Zeitschrift für Rezensionen und Berichte zur Erforschung der Spätantike*, 17 (2015), p. 87-97, DOI: 10.21245/rec.ant.1908013340, downloaded from Website



copyright

This article may be downloaded and/or used within the private copying exemption. Any further use without permission of the rights owner shall be subject to legal licences (§§ 44a-63a UrhG / German Copyright Act).

Michael Maas (Hrsg.): *The Cambridge Companion to the Age of Attila*. Cambridge: Cambridge University Press 2014. XXIII, 495 S. £ 24.99. ISBN: 978-1-107-63388-9.

Der „Cambridge Companion to the Age of Attila“ vereint insgesamt 22 Beiträge zum „langen 5. Jahrhundert n. Chr.“ und füllt damit die Lücke zwischen den zwei Bänden zu den Zeitaltern Konstantins d. Gr. und Justinians, die in derselben Reihe bereits vor einigen Jahren erschienen sind.¹ Dabei sticht zunächst ins Auge, dass in diesem Fall kein römischer Kaiser Pate für den Titel stand, sondern ein hunnischer König, dessen Herrschaft nur eine relativ geringe Zeitspanne innerhalb der behandelten Epoche abdeckt. Nun mag man vermuten, dass Herausgeber und Verlag vor allem nach einem zugkräftigen Namen gesucht haben, an denen es im 5. Jh. auf römischer Seite tatsächlich eher mangelt. Doch ist möglicherweise gerade die Tatsache charakteristisch für das 5. Jh., dass eine so zentrale und prägende Bezugsperson wie Konstantin oder Justinian für diesen Zeitraum nur schwer zu finden ist. Denn auch die Bedeutung Attilas muss kritisch hinterfragt werden: Welche Auswirkungen hatte die Expansion der Hunnen auf die Gegebenheiten inner- und außerhalb des römischen Reiches? War sie, wie auch in der aktuellen Forschung durchaus noch immer postuliert wird, verantwortlich für großangelegte Wanderbewegungen und letztlich für das Ende der römischen Herrschaft im Westen?² Hatte die Herrschaft Attilas langfristigen Einfluss auf politische und soziale Strukturen oder Entwicklungen im Bereich von Religion und Kultur? Wie lässt sich der Hunnenkönig in eine umfassende Analyse des 5. Jh., deren Fokus letztlich zu großen Teilen doch auf den Verhältnissen innerhalb des römischen Reiches liegt und liegen muss (5), einordnen? Michael Maas, der Herausgeber des Bandes, betont in seiner Einleitung, man habe Attila als Namensgeber ausgewählt, „not because he was its [i.e. des 5. Jh.] prime mover or even because of the terrifying legacy he left in the European imagination, but because of the deep-seated transformations that he represents [...]“ (4).

Damit ist der Tenor des Bandes, der den darin gesammelten Beiträgen zugrunde liegt, prägnant umrissen: Entgegen der landläufig mit dem Namen des Hunnenkönigs verbundenen Assoziationen war das 5. Jh. kein bzw. nicht nur ein Zeitalter gewaltsamer Umwälzungen. Vielmehr muss es verstanden werden als eine Zeit, in der nicht nur das römische Reich, sondern auch die Reiche, Völkerschaften und Stammesverbände, die es umgaben, umfassenden Wandlungsprozessen unterworfen waren. Die Beiträge des in drei große Ab-

1 N. Lenski (Hrsg.): *The Cambridge Companion to the Age of Constantine*. 2. Aufl. Cambridge 2012; M. Maas (Hrsg.): *The Cambridge Companion to the Age of Justinian*. Cambridge 2005.

2 Vgl. u.a. P. Heather: *Empires and Barbarians. The Fall of Rome and the Birth of Europe*. Oxford/New York 2010.

schnitte gegliederten Bandes versuchen, diese Entwicklungen auf politischem, sozialem und kulturellem Gebiet nachzuzeichnen. Ein zentrales Anliegen ist dabei, den Fokus auf den außerrömischen Kontext auszuweiten, d.h. auch die Steppe, das sasanidische Reich und das sogenannte „Barbaricum“ sowie ihre jeweiligen Beziehungen untereinander und mit Rom in den Blick zu nehmen.

Die Beiträge des ersten Teils befassen sich mit den Entwicklungen innerhalb des römischen Reiches und den Prozessen, die insbesondere im Westen nach und nach dazu führten, dass germanische oder gotische *regna* an die Stelle der römischen Zentralmacht traten. Geoffrey Greatrex widmet sich den Mechanismen imperialer Herrschaftssicherung und beleuchtet die Veränderungen, die der Wegfall der dynastischen Klammer durch das Ende der theodosianisch-valentinianischen Dynastie nach sich zog (26–43). Die Kaiser sahen sich verschiedenen Gruppierungen gegenüber, die sich sowohl in ihren Interessen wie auch in ihren Einflussmöglichkeiten voneinander unterschieden. Kaiserliche Berater, Angehörige der imperialen Bürokratie oder der Aristokratie, Bewohner des Reiches und kirchliche Würdenträger konfrontierten die Herrscher mit teils stark divergierenden Erwartungshaltungen, was Greatrex zufolge eine grundsätzliche Prekarität der kaiserlichen Position nach sich zog. Von Bedeutung ist dabei sicherlich die Feststellung, dass bestimmte Faktoren zugleich stabilisierendes und destabilisierendes Potential entfalten konnten: So war beispielsweise ein gewisser Auf- bzw. Ausbau bürokratischer Strukturen notwendig, um das Reich zu verwalten. Andererseits zeigte aber gerade dieser Sektor im 5. Jh. starke Autonomisierungstendenzen. Der Erfolg der Lösungsstrategien, die die Kaiser entwickelten, um derartigen Problemen zu begegnen, war, wie Greatrex hervorhebt, eng verbunden mit ihren Möglichkeiten, auf Ressourcen zuzugreifen und die Kontrolle der Zentralgewalt aufrechtzuerhalten.

Auch im langen 5. Jh. war die Stadt die zentrale Organisationseinheit innerhalb des römischen Reiches. Urbane Zentren nahmen Schlüsselstellungen im Wirtschaftssystem ein und bildeten gleichzeitig wichtige Bezugspunkte für die Selbstwahrnehmung ihrer Bürger. Drei Beiträge werfen aus unterschiedlicher Perspektive die Frage auf, welchen Wandlungsprozessen die Städte im 5. Jh. unterworfen waren und wie sich ihre Rolle im wirtschaftlichen und sozialen Gefüge des Reiches veränderte. Peter Sarris lenkt den Blick auf das Verhältnis von urbanen und ländlichen Wirtschaftsräumen und diagnostiziert auf diesem Gebiet einen tiefgreifenden Wandel, der primär auf den Aufstieg der Hunnen und die Etablierung nicht-römischer *regna* zurückzuführen sei (44–60). Von Bedeutung seien dabei vor allem zwei unterschiedliche Modelle der „Profitgenerierung“: Die hunnischen Forderungen nach Tributen setzten ein funktionierendes und stark monetarisierendes Wirtschafts- und Steuersystem voraus, in dem den Städten insbesondere im Osten auch weiterhin die Funkti-

on von Knotenpunkten zukam. Für die Angehörigen der germanischen Völkerschaften, die sich insbesondere im Westen auf Reichsgebiet ansiedelten, hatte dagegen die Inbesitznahme von Land Priorität. Dies resultierte Sarris zufolge zum einen im Abstieg der Großgrundbesitzer, die sich im 4. Jh. durch die Konzentration von Landbesitz und die daraus resultierende Kontrolle über Arbeitskraft und Erträge als Elite etabliert hatten. Zum anderen sei auf diese Weise in einer Art Dominoeffekt die traditionelle Geldwirtschaft zurückgegangen, was wiederum tiefgreifende Auswirkungen auf den Handel und den Lebensstil der römischen Eliten hatte und letztlich zu einer zunehmenden Fluchtbewegung auf die ländlichen Besitzungen führte.

Die Schlüsselstellung, die in urbanen Kontexten den jeweiligen Eliten zukam, zeichnet Kenneth Holum nach (61–79). Er diagnostiziert zum einen eine Fluchtbewegung von Angehörigen städtischer Ratsgremien in den Reichs- oder Kirchendienst, um der zunehmenden Belastung durch finanzielle Verpflichtungen zu entgehen. Dies habe mittelfristig zu einer stärkeren Hierarchisierung innerhalb der städtischen Oberschicht geführt, da auf diese Weise die *principales*, d.h. diejenigen Ratsmitglieder, die noch in der Lage waren, Spiele durchzuführen und die städtische Infrastruktur aufrechtzuerhalten, ihre Stellung festigen konnten. Dazu habe auch beigetragen, dass den Angehörigen der Ratsgremien eine bedeutende Rolle im Prozess der Christianisierung städtischer Gemeinschaften zukam. Holum sieht folglich in der Stratifizierung urbaner Gesellschaften und der gleichbleibenden Bedeutung der Eliten ein Element der Kontinuität im 5. Jh.

Raymond Van Dam fordert, die Antithese zwischen urbanem Niedergang im Westen und Kontinuität im Osten des Reiches zu überwinden. Stattdessen plädiert er dafür, sich mit übergreifenden Fragestellungen zu befassen, die die Rolle der Städte und insbesondere der Großstädte in einem umfassenderen Kontext beleuchten können (80–97). Als zentrales Thema stellt sich dabei die Versorgung von Großstädten mit Nahrungsmitteln heraus, die von unterschiedlichsten Faktoren beeinflusst wurde: Eine Stadt wie Trier wurde insbesondere geprägt durch den Rückgang der Verbindungen zwischen dem Mittelmeerraum und den Regionen Nordwest-Europas, der eine zunehmende Regionalisierung von Wirtschaftskreisläufen ebenso wie von politischen und kulturellen Identitäten zur Folge hatte. Alexandria und Konstantinopel standen dagegen in einer „symbiotic relationship“ (92), die sich sowohl auf Versorgungskreisläufe als auch auf das Verhältnis von Kaisern und Bischöfen auswirkte. An diesen und anderen Fallstudien macht Van Dam deutlich, wie sich politische und soziale Wandlungsprozesse in den urbanen Gravitationszentren bündeln konnten und wie sich eine vergleichende Analyse von Großstädten nutzbar machen lässt, um diese Prozesse nachzuzeichnen.

Was Van Dam am Beispiel der Großstädte demonstriert, lässt sich auch auf andere Bereiche übertragen, wie die folgenden Beiträge eindrücklich vor

Augen führen. Aus unterschiedlicher Perspektive wird das Paradigma eines allgemeinen und von massiven Ausbrüchen von Gewalt begleiteten Niedergangs im Westen des Reiches in Frage gestellt, das in der Forschung immer wieder eine Grundlage für die Interpretation der Ereignisse im 5. Jh. bildete und teils noch immer bildet.³ Demgegenüber versuchen Brian Croke, Hugh Elton und Caroline Humfress Kontinuitäten aufzuzeigen und gleichzeitig neue Analyse-kategorien zu entwickeln, die es erlauben, ein differenziertes Bild zu entwerfen. Wenn auch Brian Crokes Parforce-Ritt durch die Ereignis- und kaiserliche Familiengeschichte des 5. Jh. (98–124) mitunter etwas unübersichtlich gerät, so ist ihm dennoch grundsätzlich darin zuzustimmen, dass das dynastische Prinzip ein wirkmächtiger Faktor im Kontext der imperialen Herrschaftssicherung und -legitimierung war und blieb. Gleiches galt auch für die Konsolidierung eines aristokratischen Ethos, das in der Lage war, sowohl die Differenzen zwischen traditionellen und neuen Eliten in West und Ost zu überbrücken als auch Anführer von nicht-römischen Stammesverbänden in einen gemeinsamen Wertehorizont zu integrieren. Dass sich Attila einer Einbindung in derartige Strukturen verweigerte, stellt für Croke einen der Hauptgründe dafür dar, dass das hunnische Reich letztlich zerfiel.

Auch die Entwicklungen auf militärischem Gebiet im 5. Jh. lassen sich mit Begriffen wie „Niedergang“ oder „Schwäche“ keineswegs erschöpfend beschreiben, wie Hugh Elton hervorhebt (125–139). Die in der Forschung immer wieder diagnostizierte „Barbarisierung“ der weströmischen Armee dürfe nicht gleichgesetzt werden mit einem Verlust militärischer Effektivität, der schließlich zum Untergang des römischen Reiches im Westen geführt habe. Vielmehr macht Elton deutlich, dass Ost- und Westreich sich im militärischen Bereich ähnlichen Problemen gegenüberstehen und grundsätzlich ähnliche Lösungsstrategien entwickelten, um diesen zu begegnen. Entscheidend für das Scheitern dieser Ansätze im Westen sei der zunehmende Verlust von Land und den damit verbundenen Einkünften gewesen. Während es für die römische Zentralgewalt dadurch immer schwieriger geworden sei, genügend Soldaten zu rekrutieren und diese zu bezahlen, hätten sich durch die Etablierung der *regna* neue Alternativen ergeben, die die Loyalität gegenüber dem römischen Reich schwinden ließen.

Der Unterscheidung zwischen einem hochgradig zentralisierten und an den römischen Traditionen orientierten Rechtswesen im Osten des Reiches und der Entstehung von ethnisch geprägten Rechtssystemen in den *regna* des Westens stellt Caroline Humfress das Konzept einer „legal culture“ gegenüber (140–155). Gesetzestexte und die sogenannten „barbarian law codes“ sollten nicht im Kontext einer Debatte über Ethnogenese und der Frage analysiert werden, welche Rolle die Kodifizierung von Recht im Prozess einer angenom-

3 Als Beispiel für eine solche Sichtweise kann u.a. B. Ward-Perkins: *The Fall of Rome and the End of Civilization*. Oxford [u.a.] 2005, angeführt werden.

menen „Staatswerdung“ ethnischer Entitäten spielte. Vielmehr müsse man sie ansehen als einen Ausdruck von „values and attitudes in society which determine what structures are used and why; which rules work and which do not, and why“ (147). Rechtsprechung erweise sich dabei zum einen als Element des Austauschprozesses zwischen Herrschern und Untertanen, zum anderen als eine spezifische Form von Wissen und (im Rahmen der Kodifizierung) von Wissensorganisation. Aus diesem Grund, so Humfress, habe römisches Recht auch in Kontexten fortgewirkt, in denen die ursprünglich mit ihm verbundenen Institutionen nicht mehr existierten.

Den Abschluss des ersten Teils bilden Ausführungen von Jonathan Conant zum Begriff der *romanitas*, der im 5. Jh. aufgrund der politischen Transformationsprozesse teils neu definiert und instrumentalisiert wurde (156–172). Dabei sei zunächst von Bedeutung, dass es sich bei *romanitas* nicht um eine feststehende Kategorie, sondern vielmehr um ein flexibles Konzept im Rahmen individueller und kollektiver Selbstidentifizierung handele. Conant stellt fest, dass die Antwort auf die Frage, was einen Römer ausmache, je nach Kontext und Situation höchst unterschiedlich ausfallen konnte. So habe im Osten die Zugehörigkeit zum politischen Zusammenhang des römischen Reiches auch im 5. Jh. den Kern des *romanitas*-Konzeptes gebildet. Im Westen dagegen seien durch den zunehmenden Kontrollverlust der Zentralgewalt und die Etablierung der germanischen bzw. gotischen *regna* mit ihren neuen Loyalitätsstrukturen eher kulturelle oder religiöse Faktoren determinierend geworden.

Conants Beitrag überträgt somit Fragestellungen, die in den letzten Jahren insbesondere am Beispiel der *regna* entwickelt wurden,⁴ auf den römischen Kontext. Auf diese Weise schlägt er eine Brücke zum zweiten Abschnitt des Bandes, dessen Beiträge sich zum einen mit dem Aufstieg der Hunnen und ihrem Einfluss auf die Entwicklungen des 5. Jh. befassen und zum anderen die Gegebenheiten innerhalb der neu entstandenen *regna* auf ehemals römischem Reichsgebiet in den Blick nehmen. Zunächst geht Étienne de la Vaissière den Ursprüngen der Hunnen nach und behandelt dabei die in der Forschung immer wieder aufgeworfene Frage, welche Verbindungen zwischen den Hunnen des 5. Jh. und den aus chinesischen Quellen bekannten Xiongnu bestanden (175–192). Er kommt dabei zu dem Ergebnis, dass sich tatsächlich Kontinuitätslinien zwischen dem zentralasiatischen Reich der Xiongnu und den Hunnen Attilas ziehen lassen, wenn auch natürlich im Verlauf der Wanderbewegungen nach Westen und der mehrfachen Aufspaltung hunnischer Stammesverbände immer

4 Zentrale Beiträge zur sogenannten „Ethnogenese-Debatte“ finden sich bei T. Noble (Hrsg.): From Roman Provinces to Medieval Kingdoms. London [u.a.] 2006.

wieder neue kulturelle Einflüsse hinzutraten. Dabei muss auch de la Vaisière konzedieren, dass einer solchen Rekonstruktion aufgrund der schwierigen Quellenlage gewisse Grenzen gesetzt sind, die sich derzeit nur argumentativ überwinden lassen.

Christopher Kelly und Peter Heather beleuchten in ihren Beiträgen aus unterschiedlicher Perspektive die Frage nach dem Einfluss der Hunnen auf die politischen Entwicklungen des 5. Jh. sowohl im römischen Reich wie auch im „Barbaricum“ und kommen dabei zu durchaus voneinander abweichenden Schlussfolgerungen. Kelly analysiert zunächst die römisch-hunnischen Beziehungen und betont, dass die Strategie Attilas nicht auf eine Eroberung römischen Territoriums oder auf die Ansiedlung der Hunnen auf Reichsgebiet abzielte, sondern vor allem auf Profitgenerierung und -maximierung angelegt war (193–208). Gerade Attila habe versucht, eine direkte Konfrontation mit Rom zu vermeiden und es stattdessen verstanden, sich die Loyalität seiner Anhänger durch Plünderungszüge und die Einnahmen aus römischen Tributzahlungen zu sichern. Auf dieser Grundlage bestreitet Kelly, dass den Hunnen eine so maßgebliche Rolle im Rahmen des Zerfalls römischer Herrschaft im Westen zukam, wie in der Forschung und insbesondere von Peter Heather immer wieder postuliert wird: „The causal chain is not easily established. Indeed, it is difficult to reconcile, on the one hand, a rightly judged rejection of a mass invasion (a Hunnensturm), and on the other hand, an insistence that even so the impact of the huns was the root cause of the movements of Goths and Vandals into the Roman Empire“ (203).

Demgegenüber hebt Heather hervor, dass es vor allem die durch die Hunnen ausgelösten umfassenden Wanderbewegungen gotischer und germanischer Völkerschaften gewesen seien, die letztlich massive Auswirkungen auch auf das römische Reich entfaltet hätten (209–229). Heather betont, dass an bestimmten Punkten der historischen Analyse Entscheidungen getroffen werden müssen, die die Perspektive auf den Einfluss der Hunnen maßgeblich determinieren. Dabei versucht er in seinem Beitrag, mögliche Argumente gegen eine großangelegte Wanderbewegung, die in der Vergangenheit wiederholt vorgebracht wurden, zu entkräften und kommt zum Schluss, dass „neither the updated social scientific literature on group identity nor that on human migration offers any real reason why we should not accept what the sources report“ (228). Für welche Position auch immer man sich entscheidet, so zeigen beide Beiträge ein Manko des Bandes auf, auf das an dieser Stelle hingewiesen werden muss. Denn auch wenn in verschiedenen Beiträgen die Entwicklungen innerhalb des römischen Reiches umfassend in den Blick genommen werden, spielt dennoch eine wichtige Frage nur eine untergeordnete Rolle: Wie müssen externe und interne Faktoren im Rahmen einer Analyse kombiniert werden, um das Ende des römischen Reiches im Westen bzw. sein Fortdauern im Osten adäquat erklären zu können? Die innere Instabilität gerade des westlichen Reichsteils schwingt zwar in den

Beiträgen immer mit, doch wäre es möglicherweise hilfreich gewesen, die politischen Entwicklungen auch in systematischer Hinsicht eingehender zu analysieren und beispielsweise die Rolle der Heermeister oder die zahlreichen Usurpationen in einem eigenen Kapitel gezielt in den Blick zu nehmen.⁵ Dadurch würde auch eine noch differenziertere Antwort auf die Frage nach dem hunnischen Einfluss auf das „Age of Attila“ ermöglicht.

Auch Noel Lenski befasst sich mit einem spezifischen Aspekt des Verhältnisses zwischen dem römischen Reich und nicht-römischen Stammesverbänden (230–246): Gefangenschaft und Versklavung von Einwohnern römischer Provinzen durch Hunnen oder andere Gruppierungen entwickelte sich im 5. Jh. zu einer Art Massenphänomen und stellte die römischen Autoritäten vor neue Herausforderungen. Die Entvölkerung ganzer Landstriche insbesondere auf dem Balkan im Zuge hunnischer Raubzüge hatte Lenski zufolge große ökonomische Auswirkungen und machte aus dieser Region „an economic dead zone“ (235). Dass die römische Zentralgewalt die Einwohner der Provinzen nicht mehr habe schützen können und zudem mit den immensen finanziellen Forderungen der Hunnen in Form von Lösegeld- und Tributzahlungen zunehmend überlastet gewesen sei, sieht Lenski als Beleg für die fortschreitende Desintegration römischer Herrschaft im 5. Jh. an. In der Folge dieser Entwicklungen nahmen neue Instanzen wie beispielsweise die christlichen Bischöfe Schlüsselpositionen im Prozess der Befreiung von Gefangenen ein und stärkten dadurch ihre Stellung innerhalb ihrer lokalen Gemeinschaften.

Walter Pohl gibt in seinem Beitrag einen systematischen Überblick über die Prozesse, die zur Ausbildung und Etablierung der germanischen und gotischen *regna* führten (247–263). Dabei hebt er hervor, dass die neu gestaltete politische Landkarte im Westen keineswegs auf großangelegte Wanderbewegungen zurückzuführen sei. Vielmehr stelle sie das Ergebnis eines Prozesses dar, in dessen Rahmen lokale Eliten aufgrund des Rückzugs der römischen Zentralmacht neue Verbindungen mit nicht-römischen Kriegergruppen eingingen, um Sicherheit und Ordnung aufrechtzuerhalten und ihre eigene Stellung zu sichern. Die Stabilität solcher Verbände ergebe sich zum einen aus ihrem militärischen Erfolg, zum anderen jedoch auch aus einer ethnisch geprägten Selbstdefinition. Auf dieser Grundlage konnten sich Pohl zufolge die *regna* der West- und Ostgoten, der Vandalen oder Burgunder entwickeln, die schließlich zwar an die Stelle des römischen Reiches traten, dabei jedoch stets auf dessen Strukturen und Funktionsmechanismen zurückgriffen.

5 Die Bedeutung, die die Entwicklungen innerhalb der westlichen Reichshälfte für den Zusammenbruch der Zentralgewalt hatten, beschreibt H. Börm: *Westrom von Honorius bis Justinian*. Stuttgart 2013.

Ergänzt werden diese Überlegungen Pohls durch Andy Merrills' Blick auf Nordafrika (264–281). Die Etablierung des Vandalenreiches lässt sich teils auf genau die Faktoren zurückführen, die Pohl als generelle Merkmale der *regna* beschreibt: eine zunehmende Stabilisierung der regierenden Dynastie der Hasdingen durch die Reorganisation der Armee ebenso wie durch militärische Erfolge; die Integration der Vandalen in traditionelle soziale Strukturen; der Einbezug lokaler Eliten in die Entscheidungsprozesse. Anders als es das landläufige Bild der Vandalen suggeriere, so betont Merrills, könne man die vandalische Herrschaft in Nordafrika eher beschreiben als eine Zeit „of cultural and physical continuity, rather than disruption and decline“ (266). Neben diesen Überlegungen sind insbesondere Merrills' Ausführungen zu den bislang wenig erforschten maurischen Herrschaften in Nordafrika von Interesse. Zwar ergibt sich hier insbesondere für das 5. Jh. ein problematischer Quellenbefund, doch lassen sich Merrills zufolge anhand von späteren Zeugnissen durchaus Rückschlüsse auf die Situation im „Zeitalter Attilas“ ziehen. So sei auffallend, dass trotz einer Fragmentierung politischer Strukturen nach der vandalischen Eroberung auch im maurischen Zusammenhang Elemente römisch-imperialer Herrschaftsrepräsentation überdauerten und mit spezifischen lokalen Formen kombiniert wurden.

Richard Payne weist in seinem Beitrag überzeugend nach, dass nicht nur das römische Reich im 5. Jh. umfassenden Transformationsprozessen unterworfen war, sondern dass sich auch die Herrscher des Sasanidenreichs beispielsweise durch Konflikte mit hunnischen Stammesverbänden an den Ostgrenzen neuen Herausforderungen gegenübersehen (282–299). Die Antwort auf diese Probleme bestand Payne zufolge in einer ideologischen Neuorientierung, die trotz militärischer Niederlagen und politischer Unruhen letztlich dazu geführt habe, dass die Machtstrukturen im Sasanidenreich stabil blieben. Grundlage für diese „reinvencion“ habe die aus dem Avesta bekannte Unterscheidung von Iran und Turan und der daraus abgeleitete universale Herrschaftsanspruch Irans gebildet. Dieses Grundmuster sei auf die aktuellen Konflikte mit den Hunnen übertragen worden, denen auf diese Weise die Rolle des mythischen Erzfeindes zugeschrieben worden sei. Die sasanidischen Könige hätten sich durch Anknüpfung an die ebenfalls aus dem Mythos bekannten Kayaniden als Vorkämpfer für den iranischen Herrschaftsanspruch präsentieren können. Auf diese Weise sei es ihnen gelungen, einen Grundkonsens mit der Aristokratie herzustellen und sich dadurch gegen potentielle Kritik auch angesichts militärischer Misserfolge zu immunisieren.

Die Beiträge des dritten Teils nehmen die Entwicklungen auf kulturellem und religiösem Gebiet in den Blick und richten den Fokus dabei – notwendigerweise auch aufgrund der Quellenlage – wieder auf das römische Reich. Zunächst untersucht Susanna Elm die Faktoren, die zum Aufstieg der

Asketen und des Monastizismus führten, und zeigt anhand mehrerer Fallstudien auf, welchen Einfluss die Exponenten dieser Strömungen auch auf politische und soziale Gegebenheiten nehmen konnten (303–326). Grundsätzlich lässt sich feststellen, dass das 5. Jh. eine Zeit der Institutionalisierung asketischer und monastischer Lebensformen war, was Fragen nach der Konsolidierung von Machtstrukturen und der Verteilung von materiellen Gütern innerhalb dieser Gemeinschaften ebenso virulent machte wie die Austarierung des Verhältnisses zwischen geistlichen und weltlichen Autoritäten. Monastische bzw. asketische Führungspersönlichkeiten sahen sich dabei Elm zufolge einem zentralen Dilemma gegenüber, das wiederum Auswirkungen darauf hatte, wie diese Strömungen sich im Laufe des 5. Jh. entwickelten: „They had to maintain their visible independence from the powers of the day [...] without relinquishing their active public role, a feat often achieved by their followers’ visibility as wandering, begging monks within the city“ (326).

Wiederholt wurden gerade solche „wandering, begging monks“ auch in den theologischen und religionspolitischen Konflikten, die das 5. Jh. entscheidend prägten, instrumentalisiert. Am Beispiel der christologischen Vorstellungen Leos des Großen demonstriert Susan Wessel, wie politische Entwicklungen die religiöse Doktrin beeinflussen konnten und wie beispielsweise das Papsttum derartige Entwicklungen dazu nutzte, um sich die führende Position innerhalb der kirchlichen Hierarchie sichern zu können (327–343). So habe Leo eine Lehre vom Leiden Christi entwickelt, die Antworten auf die drängenden Probleme liefern konnte, denen sich insbesondere die von politischer Instabilität und Unsicherheit bedrohten Einwohner der westlichen Reichshälfte gegenüber sahen. Durch eine strenge Abgrenzung zu anderen christologischen Strömungen und durch das Bemühen, seine Doktrin zum einigenden Element des Christentums zu machen, sei es Leo und seinen Nachfolgern gelungen, die Leerstelle auszufüllen, die das Ende des Kaisertums im Westen hinterlassen hatte. Dennoch müsse man betonen, so Wessel, dass die christlichen Gemeinschaften in den Regionen des Reiches ganz unterschiedlich auf den doktrinär begründeten Führungsanspruch Roms reagierten.

Angesichts der mitunter hart geführten Debatten innerhalb der christlichen Gemeinschaft gerät mitunter aus dem Blick, dass sich das Christentum auch nach seiner Erhebung zur offiziellen Religion des Reiches noch immer mit paganen Vorstellungsmustern auseinandersetzen hatte. Dabei, so hebt Michele Renee Salzman in ihrem Beitrag hervor, werde eine schlichte Gegenüberstellung von „Paganen“ auf der einen und Christen auf der anderen Seite den komplexen Verhältnissen keineswegs gerecht (344–357). Anhand einer Analyse der Predigten des Augustinus macht Salzman deutlich, dass es sich bei der darin greifbaren Rhetorik weder um bloße „exaggerated rhetorical exercises“ (245) handelte noch um Anklagen, die sich gegen eine offiziell verbotene pagane Kultausübung richtete. Vielmehr könne man anhand solcher

Predigten nachzeichnen, wie sich christliche Autoritäten mit fortbestehenden nicht-christlichen Vorstellungsmustern auseinandersetzten, die im Alltag der Gemeindemitglieder teils tief verwurzelt waren.

Dem Verhältnis von Christen und Juden auf der einen sowie der Verortung jüdischer Gemeinden in einem christianisierten Imperium auf der anderen Seite widmet sich der Beitrag von Joseph Sanzo und Ra'anana Boustan (358–375). Sie zeigen auf, dass der Umgang mit Juden keineswegs einheitlichen Prinzipien folgte, sondern situations- und kontextabhängig war. So gehe aus den gesetzlichen Regelungen römischer Kaiser immer wieder hervor, dass diese sich als Schutzmacht ihrer jüdischen Untertanen verstanden und auch nach außen präsentierten. Insbesondere an den Randgebieten des Reiches jedoch übten kirchliche Autoritäten und vor allem Bischöfe auf lokaler Ebene entscheidenden Einfluss aus, den sie auch durch ein restriktives oder gar gewaltsames Vorgehen gegen jüdische Gemeinden in ihren Städten zu festigen suchten. Dabei gerieten sie mitunter in Konflikt mit den Repräsentanten der Zentralgewalt. Anhand mehrerer Fallstudien arbeiten Sanzo und Boustan heraus, dass der Umgang mit jüdischer Religion und jüdischen Institutionen eine der zentralen Arenen war, in denen das Verhältnis von kirchlichen und säkularen Autoritäten im römischen Reich ausgehandelt wurde.

Die beiden letzten Beiträge des Bandes weiten den Blick auf Phänomene, die über den Bereich der Religion hinausweisen und durch deren Analyse umfassendere Entwicklungen auf kulturellem Gebiet greifbar werden. So diagnostiziert Edward Watts für den Bereich der Bildung, der Wissensgenerierung und -vermittlung eine Tendenz hin zur Regulierung, Konsolidierung und Vereinheitlichung von Inhalten und institutionellen Rahmenbedingungen (376–393). Bemerkbar gemacht habe sich diese Tendenz auf zahlreichen Gebieten, beispielsweise in der Dominanz der neoplatonischen Schule im Bereich der Philosophie oder der Festschreibung von medizinischen und juristischen Lehrplänen. Den Grund für diese Entwicklungen sieht Watts in den neuen Anforderungen, denen das Bildungssystem im 5. Jh. unterworfen gewesen sei: „As imperial officials superintended the opening of administrative positions to members of the vast provincial elite, the empire's grammarians and sophists became important gatekeepers“ (390). Dieser neue Fokus auf die Ausbildung einer Beamtenelite habe das traditionelle Bildungsideal der *paideia* zunehmend in den Hintergrund treten lassen. Zugleich habe die zunehmende Standardisierung von Lehr- und Lerninhalten jedoch dazu beigetragen, dass diese auch noch Jahrhunderte später Teil des Bildungskanons geblieben seien.

Wie sich Wissensbestände und die Formen ihrer Vermittlung im 5. Jh. wandelten, demonstriert Scott Johnson am Beispiel der Geographie (394–413). Besonderes Augenmerk legt er dabei auf die Vermischung traditioneller geographischer Vor- und Darstellungsmuster und christlicher Heilserwartung, die in neuen Formen literarischer Vermittlung wie beispielsweise dem Genre

der Kataloge heiliger Stätten resultierte. Geographie sei, so folgert Johnson, in einem solchen Kontext nicht nur eine Form enzyklopädischer Wissensorganisation, sondern diene zugleich als Metapher für umfassendere und übergeordnete Vorstellungsmuster.

Der Band wird abgerundet durch eine Zusammenstellung wichtiger Quellentexte und ihrer englischsprachigen Übersetzungen (Maya Maskarínec, 414–423), ein Literaturverzeichnis und ein kombiniertes Personen-, Orts- und Sachregister. Dem Vorwort nach richtet sich der „Companion to the Age of Attila“ an ein „Anglophone university audience, students and specialists alike“ (xv). Das mag erklären, weshalb insbesondere englischsprachige Sekundärliteratur berücksichtigt wurde, wobei auch einschlägige Titel in anderen Sprachen durchaus rezipiert wurden. Insgesamt lässt sich festhalten, dass die Beiträge durchweg eine hohe Qualität aufweisen. Sie geben den Forschungsstand nicht nur wieder, sondern weisen in manchen Fällen explizit darüber hinaus. Dem Prinzip der Cambridge-Companion-Serie folgend wird darauf verzichtet, die Ereignisgeschichte des 5. Jh. ausführlich zu referieren. Vorangestellt ist lediglich eine knappe Chronologie, in der einige zentrale Jahreszahlen aufgeführt werden. Gleichwohl ist zumindest eine Grundkenntnis der politischen Entwicklungen notwendig, um die thematischen Beiträge in den historischen Kontext einordnen und die Argumente der Autoren nachvollziehen zu können. Lesern, die eine solche Grundkenntnis mitbringen, bietet der gelungene Band einen exzellenten Überblick über die Vielfalt der Transformationsprozesse, die das 5. Jh. auf zahlreichen Gebieten prägten, und liefert zugleich durchaus innovative Anregungen für eine eingehendere Beschäftigung mit den jeweiligen Themen.

Wolfgang Havener, Konstanz
w.havener@gmx.net